

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 35 (1982)

Artikel: Fünf Generationen Steinfels
Autor: Bondt, René
Kapitel: "Kerzen- und Seifen-Fabrik zum untern Berg"
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091161>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Kerzen- und Seifen-Fabrik zum untern Berg»

Wieviel Friedrich Steinfels, der Stammvater des Zürcher Seifenfabrikanten-Geschlechts, für den Erwerb des «Untern Bergs» inklusive Umschwung zu berappen hatte, lässt sich nur durch Annäherung und Schätzung ermitteln. Der entsprechende Kaufbrief fehlt, hingegen ist manches, das sich um diesen Handel gruppiert, erhalten geblieben. So veranschlagen die Assekuranzauszüge den Wert des Wohnbaues 1834 mit 13 000 Gulden und jenen des dazugehörigen Holzschopfs mit 800 Gulden, während das ebenfalls in Steinfels-Eigentum übergegangene Waschhaus mit 200 Gulden ausgewiesen ist. Das sind exakt die gleichen Zahlen, mit denen der Komplex schon anno 1812 zu Buche stand. Man darf also annehmen, das unmittelbar nach der Handänderung im «Untern Berg» am baulichen Bestand wenig bis nichts verändert wurde: Verheiratet seit 1832 mit Anna Regula Tobler, der einzigen Tochter des begüterten Vogteischlossbesitzers von Flaach, dachte Friedrich wohl zunächst einmal daran, sich am Hirschengraben häuslich einzunisten.



Friedrich Steinfels-Tobler
(1808–1872) zur Zeit der
Firmenründung

Es gab ja so vieles anzupacken und zu arrondieren. Da waren einmal jene 20 440 Quadratfuss Rebland, die sich neben und hinter dem Haus «Zum untern Berg» hangwärts hinstreckten und die am 7. Februar 1834 dem Kaufmann Johann Caspar Schännis als Umschwung und Landreserve für 2000 Gulden abgekauft wurden. Da war aber auch ein Nachbarschaftsstreit um Grund und Boden, der am 12. Februar des gleichen Jahres vor dem städtischen Friedensrichteramt ausgetragen und am 6. Juni 1835 durch die Zürcher Notariatskanzlei endgültig geschlichtet wurde – in der Weise, dass «dasjenige Stück Land, welches zwischen dem ehemals Schännisschen, nunmehr Steinfelsschen, Streifen einer- und dem Reutlingerschen Hause anderseits liegt, mit Ausnahme eines zwölf Fuss breiten Weges» unentgeltlich an Friedrich Steinfels-Tobler abzutreten war.

Wie sich der junge Steinfels zur Zeit des Umzugs in den «Untern Berg» beruflich betätigte, ist nicht vollends klar. Luise Sarauw glaubt sich zu erinnern, Friedrich habe «die von seinem Vater übernommene Talgschmelzerei und Kerzenfabrik» ausgebaut und als neuen Geschäftszweig die Seifenfabrikation angegliedert. Dieser Darstellung stehen Indizien gegenüber, die sich aus der Buchhaltung des Jahres 1834 ergeben. Sie zeigt, dass der Metzgersohn spätestens im Februar auf eigene Rechnung zu geschäften begann, bis Ende Dezember für 22 193 Gulden 99 374 Mutt (Pfund) Unschlitt (Talg) einkaufte, davon für 2969 Gulden Unschlitt – wohl in geschmolzener Form – wieder veräusserte, den beschafften Rohstoff indes zur Hauptache in der eigenen Kerzen- und Seifenfabrikation verarbeitete. Die Kerzenproduktion florierte übers ganze Jahr so stetig, dass man ihren Anfang mit einiger Wahrscheinlichkeit vors Jahr 1834 datieren kann. Bekannt ist allerdings, dass damals Jacob Huber vom Hard Kerzen im Tausch gegen Unschlitt an den Hirschengraben lieferte. Ob der Seifenhandel im «Untern Berg» auch in die «Prähistorie» gehört, ist dagegen weniger gewiss: Die erste erhaltene Bilanz weist lediglich substantielle Seifenkäufe zwischen Februar und April 1834 aus. Dann tritt eine vierteljährige Pause ein – offenbar zur Vorbereitung der Eigenherstellung, die vermutlich im August jenes Jahres begann und schon 1835 die Kerzenproduktion in Menge und Betrag überrundete, vorläufig allerdings nur eine Talgseife umfasste.

Obwohl sich die umgesetzten Quanten im zweiten zahlenmässig belegten Geschäftsjahr mehr als verdoppelten, wuchsen die Bäume des Jungfabrikanten vom «Untern Berg» noch keineswegs in den Himmel. Bei Unschlittkäufen im Gesamtwert von 22 193 Gulden und einem Totalumsatz von 19 874

Gulden blieb am Ende des «Premierenjahres» 1834 in der Steinfels-Kasse ein fühlbares Manko, das sich indes schon in den folgenden zwölf Monaten in einen bescheidenen Gewinn verwandelte – freilich nur, weil in dem Kleinstbetrieb die Position Löhne nicht in Erscheinung trat. Auch wenn man davon ausgehen kann, dass die wohlhabenden Toblers von Flaach ihrer einzigen Tochter einen gewichtigen Brautbatzen in die Ehe mitgaben und Friedrich Steinfels vom eigenen Vater mehr als nur kostenlose Ratschläge entgegennehmen durfte, liess sich der Wohnort und Werkplatz am Hirschengraben lediglich mit Fremdmitteln gediegen einrichten. «Der dahier verbürgerte Herr Friedrich Steinfels-Tobler», so wurde in einem Schuldbrief von 1833 festgehalten, «verschreibt sich gegen den ebenfalls dahier verbürgerten Herrn Melchior Römer um ein von ihm erhaltenes baares Darlehen von 10 000 Gulden», rückzahlbar innert sechs Jahren. Einen weiteren Kredit über 10 000 Gulden vereinbarte Steinfels am 6. Oktober 1834 mit einem gewissen Matthias von Orell. Und im Inventar vom 31. Mai 1835 findet sich in den Passiven überdies ein «Capital nebst laufendem Zins» in Höhe von 2020 Gulden als Schuld gegenüber «Obmann Müller in hier». Zusammen mit weiteren Bankgeldern in Höhe von fast 25 000 Gulden ergibt sich eine Darlehenssumme von gegen 47 000 Gulden.

Zieht man verschiedene Quellen bei, tritt recht deutlich hervor, wie der junge Unternehmer mit eigenen und geliehenen Geldern verfuhr. Als Unterpfand nennt der Schuldbrief von 1833 lediglich das eben erst erworbene Haus «Zum untern Berg» sowie «die dazu gehörigen Nebengebäude nebst Hof und Garten». Die Eigenbürgschaft in der Schuldverschreibung des folgenden Jahrs hört sich schon imposanter an: Da figurieren ausser dem Wohnhaus «Nebengebäude, enthaltend eine Kerzenfabrik und Magazin» – Bauten, die «der Kantonal-Brandversicherungsanstalt um die Summe von 14 000 Gulden einverleibt» sind. Weiter wird vermerkt, «dass an der Stelle der Kerzenfabrik und des Magazins früher Waschhaus und Holzschopf standen» und «dass ferner in der Zwischenzeit laut Angabe des Debtors auch am Hause bedeutende Bauten gemacht worden seyn sollen, namentlich die Renovation des ganzen Hauses und die Einrichtung eines neuen Wohnbodens». Als Sicherheiten sind schliesslich auch der ansehnliche Umschwung und «das neue, auf dem ehemals Schännischen und Reutlingerschen Lande stehende Seifensiedereigebäude» aufgeführt. Gemäss dem Inventar von 1835 verfügten Kerzen- und Seifenfabrik über «vier Unschlittkessel und einen Seifenkessel, Kühlbütt und Äscher», die zusammen mit Gebäudekomplex

und Garten, Stall, Remise und Heuboden fast 40 000 Gulden Buchwert darstellen. Die Brandassekuranz registriert im gleichen Jahr die Seifenfabrik allein mit 4500, die im umgebauten Waschhaus etablierte Kerzenmanufaktur mit 1500 Gulden.

1832 oder 1834?

Manches Detail aus der ersten Stunde der Steinfels-Seifenfabrikation ist also fassbar. Im Ungefähren jedoch bleibt der Zeitpunkt der eigentlichen Firmengründung. Er geistert darum als Irrlicht durch einen Annalendisput, der ebenso endlos zu werden verspricht, wie er im Grunde müssig ist. Gewiss, Seife gekocht wurde im «Untern Berg» erstmals im Spätsommer des Jahres 1834. Monate vorher hatte Friedrich Steinfels freilich bereits mit Seife gehandelt und noch früher das Kerzenmacherhandwerk – bekanntlich der fabrikatorische «Zwilling» der Seifensiederei – betrieben. Am Anfang aber stand höchstwahrscheinlich der Kauf und Verkauf sowie das Schmelzen von Unschlitt, ein Tätigkeitsfeld demnach, in dem sich der junge Zürcher sein gewerblich-unternehmerisches Rüstzeug holte. Doch wann war das?

Auf diese Frage gaben die verschiedenen Steinfels-Generationen alternierend zwei Antworten. Ein Briefkopf aus dem Jahr 1884, im lithographischen Stil der Zeit mit Ausstellungsmedaillen und Fabrikansicht zum fülligen Tableau erweitert, trägt den Vermerk: «Gegründet von F. Steinfels im Jahr 1832». Nur ein paar Jahre danach verweist ein ähnlich gestalteter Korrespondenzbogen aufs Gründungsdatum 1834. Und wiederum etwas später, aber wohl noch vor der Jahrhundertwende, kehrt die Briefvignette zur Zeile «Gegründet 1832» zurück. Das gleiche Spiel wiederholt sich in Firmensignetten aus der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs. In der Folge legte man sich immer mehr auf 1832 fest und rüstete nach einem Jahrhundert Steinfels-Seifen zum Festakt – weiterhin freilich im Gefühl leiser Verunsicherung, findet sich in der munteren Jubiläumsschrift von 1932 doch dieser Satz: «Mit vollem Recht hätten wir das Jahr 1930 als wiederkehrendes hundertstes Gründungsjahr betrachten können, weil aber die ersten zwei Jahre in der Hauptsache mit Versuchen und mannigfaltigem 'Pröbeln' ausgefüllt wurden, der ordnungsgemässe kaufmännische Betrieb aber erst um 1832 richtig einsetzte, so wurde von jeher auch erst dieses Datum als Gründungsjahr betrachtet und angeführt.» An dieser Konvention hielt man auch 1957 fest, als man im Hause Steinfels noch einmal feierlich ein Vierteljahr-



hundert aufs Firmenzentennarium setzte. Und das Jubeljahr 1982 ordnete sich der gleichen, halbwegs der Mutmasslichkeit, halbwegs der Gewohnheit folgenden Periodisierung unter.

Reizvoller als der «Glaubenskrieg» ums Steinfels-Gründerjahr ist die Tatsache, dass bei der Frühdatierung nicht nur die etwas nebulöse Quellenauskunft, sondern auch eine gehörige Dosis gewerblichen Konkurrenzzeifers zwischen dem Winterthurer Familienunternehmen Sträuli und der in der gleichen Branche tätigen Zürcher «Seifendynastie» mitwirkte. Die Gedenkschrift «Sträuli & Co. Winterthur 1831–1931» berichtet in vergnüglicher Parallele von alten Briefköpfen und Fakturen, die sich stolz mit dem Gründerjahr 1830 drapierten; doch «Firmenvater» Johannes Sträuli, der von einem Stiefbruder in die Geheimnisse der Kerzenmacherei und Seifensiederei eingeführt worden war, übersiedelte in Tat und Wahrheit erst 1931 von Horgen an die Eulach, um dort im Keller einer Mietwohnung drei Jahre lang Kerzen zu ziehen und dann, nach dem Bezug geeigneter Räumlichkeiten ausserhalb der Stadt, schliesslich auch mit der Seifenherstellung zu beginnen. Steinfels und Sträuli, beide ähnlich strukturiert und lange Zeit führend auf

1832 oder 1834:
Firmenbelege
nannten einmal das
eine, einmal das
andere Gründerjahr.



ihrem Gebiet im Kanton, nahmen ihre Seifenproduktion offensichtlich fast gleichzeitig auf. Aber es bedurfte hier wie dort erst einer gewissen Selbstsicherheit und kollegialen Verbundenheit über allen Niederungen des wirtschaftlichen Wettbewerbs, bis man sich dies auch gegenseitig neidlos eingestand. Vorher war – das tönt mündliche Überlieferung aus dem Haus Steinfels zumindest an – die Rivalität um das «Erstgeburtsrecht» ein stimulierendes Element im täglichen Existenzkampf zweier Kleinbetriebe von regionaler Reichweite.

Die Industrialisierung beginnt

Mit ihrer unternehmerischen Initiative passen Friedrich Steinfels und Johannes Sträuli ins Bild einer Ära liberal-industriellen Aufbruchs, der nach der Preisgabe des anrühlich gewordenen Söldnergeschäfts, nach der frühen Blüte städtischer Textilmanufakturen mit ihren bäuerlichen Heimarbeitszweigen und nach den verelendenden Zäsuren der Revolutionszeit die Grundlagen für eine sozial aufgeschlossene, trotz Rohstoffarmut technisch-

wirtschaftlich führende Schweiz schuf. Beide gehören sehr wohl zu jenen Industriepionieren, «die findig und hartnäckig, fleissig und risikofreudig jede Möglichkeit aufspürten und nutzten, den Veränderungen in der Welt sich anzupassen verstanden und, hart im Nehmen, die zahllosen Schwierigkeiten und Krisen überwandten» (Lorenz Stucki). Zu einer Zeit, da die ausgesprochen föderalistische Eidgenossenschaft noch ein industrielles «Entwicklungsland» war und beim Kopieren ausländischer Erfindungen und Patente keinerlei Skrupel empfand, waren die Pioniere nicht ausnahmslos geniale Tüftler. Die gab es gewiss auch. Doch in grösserer Zahl standen der Erfolgsgeschichte der schweizerischen Wirtschaft im 19./20. Jahrhundert all die kleineren und grösseren «Kapitalisten» Pate, die mit protestantischem Arbeitseifer, Mut, persönlicher Einsatzbereitschaft und patriarchalischem Pflichtbewusstsein, oft auch mit einer bis zum Geiz gehenden Sparsamkeit und einem gegenüber Tieflohnen, 16-Stunden-Tagen und Kinderarbeit weitgehend unempfindlichen Tüchtigkeitsinstinkt ans Werk gingen.

Mag sie auch im familiären Kleinstbetrieb am Hirschengraben mit seiner auf wenige Köpfe beschränkten Anzahl Arbeiter keine Rolle gespielt haben: von der asozialen Kehrseite der glänzenden Medaille sollte in dieser Schrift auch kurz die Rede sein. Etwa davon, dass die überaus large Verordnung des Zürcher Regierungsrats von 1815, gemäss der Kinder unter neun Jahren in Fabriken nichts verloren hatten und Zehn- bis Sechzehnjährige «nur» 13 Stunden tagsüber arbeiten durften, in der Praxis noch und noch missachtet wurde. Das war nicht die alleinige Schuld abgrundböser Fabrikanten: Der durchaus von liberaler Seite getragenen Idee des Volksschulobligatoriums, die den schlimmsten Auswüchsen der Kinderausbeutung zu wehren versuchte, waren auf der zürcherischen Landschaft gerade jene kleinbäuerlich-konservativen Kreise abhold, die Heranwachsende von jeher auf dem Feld, im Stall, in der Heimarbeiterstube zu beschäftigen pflegten – und die aus Angst vor der neuen mechanischen Herausforderung auch Maschinen stürmten (Brand von Uster 1832), um gleichwohl bald aufs Rad des Fortschritts geflochten zu werden.

Hungersnöte und Missernten blieben nach den drückenden Jahren 1816/17 aus, weil die schlimme Erfahrung die Abkehr von der althergebrachten Dreifelderwirtschaft beschleunigte. Die vom liberalen Regiment geförderte Tilgung der bäuerlichen Grundlasten tat das ihre. Soziale Not blieb freilich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine allgegenwärtige Begleiterscheinung. Lorenz Stucki beziffert in seinem Buch «Das

heimliche Imperium» den Monatslohn eines Handlangers in der Stadt zur Biedermeierzeit mit 24 alten Franken, denen er folgende Preise gegenüberstellt: 10 Rappen für einen Liter Milch, 35 Rappen für ein Kilo Brot, 60 Rappen für ein Kilo Rindfleisch, 5 Franken für ein Paar Schuhe und 3 Franken monatlich für ein gemietetes Zimmer. Modernen Vergleichen entziehen sich diese Zahlen allerdings. Mancher Arbeiter hielt sich damals ein paar Tiere, die Grossfamilie stellte den (lastenausgleichenden) Normalfall dar, das primitive Wohnen war in aller Regel mietfrei.

Im Fall Steinfels – aber nicht nur dort – kommt hinzu, dass die Arbeiter im gewerblichen Betrieb am Mittagstisch des Meisters freigehalten wurden und dass ihr tägliches Mass Wein ebenfalls «Lohnbestandteil» war. Dennoch, der Fabrikalltag lastete schwer: Mit der Beschränkung auf den 15-Stunden-Arbeitstag (1856), der Abschaffung der Sonntagsarbeit (1858) und der Verfügung, Kinder erst ab zwölftem Altersjahr in den Fabriken zu beschäftigen (1864), leistete der Textilkanton Glarus – späte – Pionierarbeit. Der Kanton Zürich gab sich 1859 ein Fabrikgesetz, das die Arbeitszeit auf 13 Stunden täglich limitierte und amtliche Fabrikinspektoren mit der Kontrolle der Vorschriften beauftragte. Auf eidgenössischer Ebene wurde erst 1877 mit knappem Mehr das erste Fabrikgesetz angenommen.

Wo Licht ist, ist auch Schatten. In der Frühgeschichte der schweizerischen Industrie erweist sich die Umkehr dieses Satzes als ebenfalls zutreffend. Das Dickicht inländischer Zölle, der Wirrwarr an Massen und Gewichten, das komplizierte Nebeneinander zahlreicher Währungen: der ganze Wust von Handelshemmnissen, der mit der Wiederkehr des konservativen Partikularismus fröhliche Urständ feierte, vermochte der Dynamik und dem Einfallsreichtum der jungen Unternehmer auf die Dauer keinen ernsthaften Widerstand mehr zu leisten. Der Bann war gebrochen, besonders nach 1830, als die Wogen der Pariser Juli-Revolution in die Schweiz brandeten, in einer ganzen Anzahl von Kantonen die autoritätsschwach gewordenen aristokratischen Ordnungen fortspülten und dem Liberalismus politisch zum Durchbruch verhelfen. Der Bundesstaat von 1848 wirkte sich mit seiner Vereinheitlichung von Massen, Gewichten und Münzen, aber auch mit dem endgültigen Wegfall der Binnenzölle erst recht wirtschaftlich segensreich aus.

Stimuliert wurden Handel und Wandel durch eine rege Strassenbautätigkeit in der ersten Jahrhunderthälfte. Beschaulich blieb das Ein- und Ausführen von Waren dennoch allemal. Über alpine Saumpfade gelangte beispielsweise die Baumwolle zu den Textilfabriken der Ostschweiz. Auf dem Was-

serweg erreichte nahezu die Hälfte aller Importartikel Basel, das 1833 durch den Rhône-Rhein-Kanal mit Lyon verbunden wurde. Lyon selbst und Mannheim waren als Stapelplätze der Flussschifffahrt für die aufstrebenden schweizerischen Seifenmanufakturen ebenfalls wichtige Bezugsorte: Dort holten sie sich per Fuhrwerk ihre Soda sowie die feinen fremdländischen Öle, die sie bald einmal befähigten, neben den unscheinbaren Produkten aus einheimischen Rohmaterialien ein bescheidenes Sortiment «à la Marseille» anzubieten. Mit Pferd und Wagen wurde auch die Fertigware der Kundschaft zugestellt – wegen der lange Zeit lokalen Geschäftsbasis sogar dann noch, als die Schiene mit Strasse und Wasserweg zu wetteifern begann. Unser Land wurde später als die Nachbarstaaten, indes heftig vom Eisenbahnfieber gepackt: Hatte Basel bereits 1844 Anschluss an die Linie nach Strassburg erhalten, rollte der erste inländische Zug 1847 zwischen Zürich und Baden. 1856 bestand zwischen Zürich und Romanshorn, 1858 zwischen Zürich und Basel, 1859 zwischen Zürich und Chur eine durchgehende Bahnverbindung. 1865 waren bereits 1300 Schienenkilometer verlegt.



Der Nord-Süd-Verkehr im frühen 19. Jahrhundert – unser Bild zeigt Säumer am Splügen – war eine beschwerliche Angelegenheit (Zentralbibliothek Zürich).

Mit Dampf wurde nicht nur die Eisenbahn betrieben: Dampf als Kraftquelle und Beschleuniger des Siedeprozesses hielt auch Einzug in den Seifenkochereien, wo um die Jahrhundertmitte manch kleiner Fortschritt – bessere Raffination, neue Bleichverfahren, maschinelles Zerkleinern der Seifenblöcke – die Produktqualität hob. In gleicher Richtung wirkte natürlich der wachsende Anteil tropischer Pflanzenöle (Kokosöl, Palmkernöl), der angesichts des rasant gesteigerten Soda-Angebots und des stetig vergrößerten Seifenabsatzes den Mangel an einheimischen Fetten und Talgen auszugleichen hatte. Wann sich Friedrich Steinfels auf dem internationalen Marktplatz umzusehen begann, ist nicht exakt zu bestimmen. Mit Sicherheit geschah dies vor 1850, da die zu jenem Zeitpunkt geführte Korrespondenz schon mit grosser Selbstverständlichkeit über Aktivitäten jenseits der Landesgrenze berichtet.

Friedrich I., «Napoleon» am Siedekessel

Über die Steinfels-Jahre zwischen 1835 und 1850 liegen nicht allzu viele Kenntnisse vor. Auskunft über die schwierige Startphase im «Untern Berg» geben ein paar Erinnerungsfragmente, einige Rechnungen, etliche Bauhinweise – Mosaiksteine, zwischen denen sich ein wenig Phantasie einnisten darf. Den stetig steigenden Gebäudeschätzwerten wie auch den etappenweisen Anbauten und Raumerweiterungen entnimmt man ein allmähliches Prosperieren und Wachsen des ursprünglichen Kleinstbetriebs. Zum Wohnhaus und zum Holzschopf sowie zur 1834/35 erstellten Seifen- und Kerzenfabrik gesellte sich 1841 ein Kerzenkeller, der später zum Schopfbauwerk erweitert, aber 1858 wieder abgetragen wurde, um einer neuen, der alten Werkstätte angegliederten Seifenfabrik Platz zu machen. Ein umfangreiches Projekt datiert aus dem Jahr 1843: Damals wurde ein Komplex aus Schopf, Magazin und Dampfschmelzerei errichtet, hinzu kamen ein weiterer Holzschopf (ab 1854 Kerzenfabrik) und Verbindungsbauten, welche die alte Kerzen- und Seifenfabrik mit dem neuen Kerzenkeller verschmolzen. Das ganze Areal – Wohnhaus und ein paar spätere Ergänzungen eingeschlossen – figuriert in einer Hofbeschreibung aus dem Jahr 1866 mit einem Versicherungswert von 166 200 Franken.

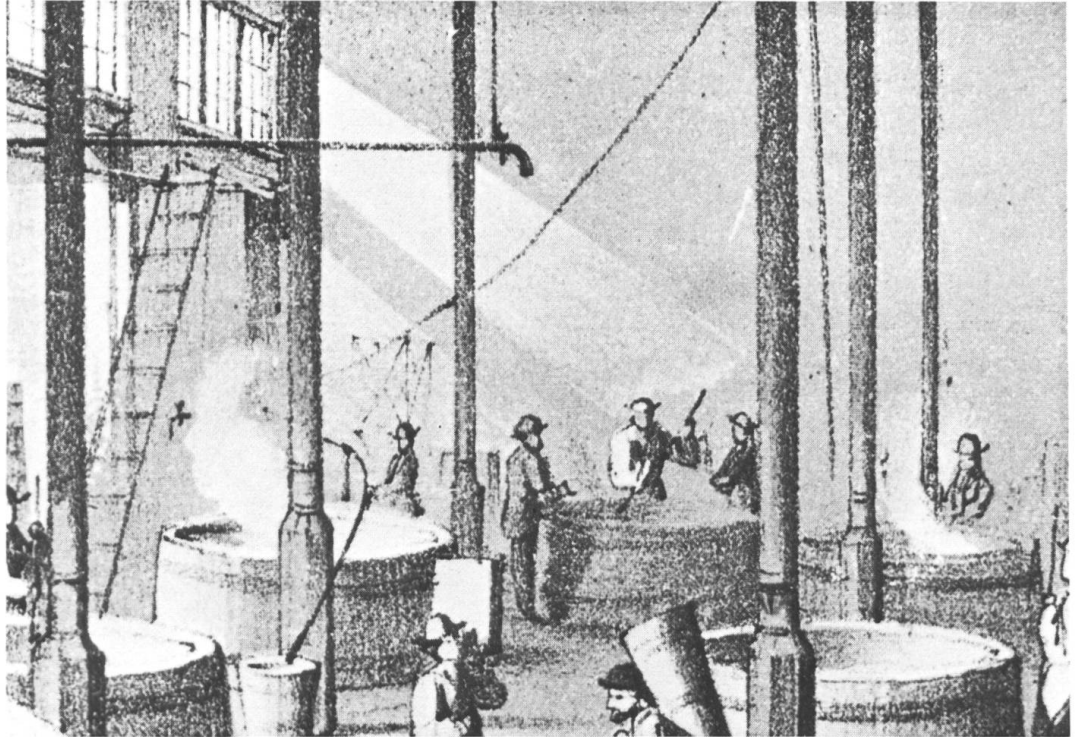
In wesentlich bescheideneren Grössenordnungen bewegten sich die Fakturen jener Zeit, deren schön geschwungene Handschriften ein inniges Ver-

hältnis zur buchhalterischen Akkuratess, zur hergestellten Ware und zum Kunden verraten. Genau Fr. 244.36 verlangte die «Kerzen- und Seifenfabrik zum untern Berg in Zürich» gemäss erhaltengebliebener Rechnung vom 22. Juni 1844 für drei Kisten Kerzen von den «Gebrüder Brunner in Solothurn». Eine inhaltlich nicht näher umschriebene Kiste Seife erreichte am 16. März 1846 für Fr. 41.16 den Kunden. Und am 26. April 1859 verzeichnete die «Kerzen- und Seifenfabrik von Friedrich Steinfels zum untern Berg in Zürich» eine Kiste Harz- und Kernseife zu Fr. 56.60 – das Einzelstück Kernseife zweiter Wahl zu 38 Rappen.

Das sind nach heutiger Rechnung bescheidene Beträge, damals sahen die Verhältnisse freilich ganz anders aus. Und doch war so ein Stück Seife seinen Preis wert, denn vor der allgemeinen Einführung der Dampfheizung im späteren 19. Jahrhundert gestaltete sich die handwerkliche Herstellung in Siedekesseln über offenem Feuer langwierig und beschwerlich. Plötzliche Verseifungsreaktionen – besonders bei der Verwendung von Kokos- und Palmkernöl gefürchtet – erforderten die volle Aufmerksamkeit des Siedemeisters, der den bei der Saponifikation entstehenden dünnflüssigen Leim durch Zungenprobe auf leicht alkalischen Zustand hin zu überprüfen hatte. Dieser Leim war sodann mittels Kochsalz in schwimmenden Kern und Unterlauge zu trennen; das in der Unterlauge angesammelte Glycerin galt es auszuscheiden. Die heikelste Aufgabe erfüllte der Siedemeister beim «Schleifen» der Seife: Innerhalb von drei Tagen sollte sich aus der gewonnenen Seifenmenge ein etwa zehnpromentiger Niederschlag (Verunreinigungen, elektrolytische Überschüsse) lösen – ein Vorgang, der durch Beurteilung der Seife auf Spateln kontrolliert wurde. Das drei bis sechs Tage dauernde Erkalten und Trocknen der Seifenmasse war anschliessend im wahrsten Sinne des Wortes nur noch eine Formsache.

Wenden wir uns für eine Weile vom Kontor und von den Siedekesseln am Hirschengraben ab und der Person des Firmengründers zu. «Friedrich der Erste» war ein Mann, dem standesgemässe Geselligkeit im zünftischen Zürich einiges bedeutete. Und doch gehörte er nicht zu jenen Menschen, die das Leben leicht nahmen. Der berufliche Einsatz, am Anfang ein Kampf ums Bestehen und ökonomische Überleben, liess erst nach, als in den fünfziger und sechziger Jahren das Herz der starken Anspannung nicht mehr gewachsen war und Schonung verlangte. Kuraufenthalte im Brestenberg am Hallwilersee gehörten im höheren Lebensalter zu den regelmässigen Zäsuren. Aber auch als sein Sohn, Friedrich Steinfels-Cramer, 1860 den grösseren Teil

Seifensieden im
«Untern Berg» um
die Mitte des vorigen
Jahrhunderts.



der geschäftlichen Verantwortung übernahm, blieb der Senior ein strenger Ratgeber, nüchterner Kalkulator, sorgenvoller Mahner und enttäuschter Skeptiker, dessen reiche, manchmal schmerzliche Erfahrung sich mitunter recht schroff mitzuteilen wusste. «Grosspapa war eine originelle, wenn auch für die Seinen nicht immer bequeme Persönlichkeit», resümiert Luise Sarauw. «Für seine etwas diktatorische Veranlagung war es charakteristisch, dass er ein grosser Bewunderer von Napoleon I. war.»

Was sich an autokratischer Strenge der nachfolgenden Generation – jedoch nicht den liebevoll verwöhnten Enkeln – mitteilte, erweist sich bei näherem Hinsehen als herbe Frucht einer harten, mit Schicksalsschlägen keineswegs kargenden Lebensschule. Der Tod von Gattin Anna Regula nach nur 13 Ehejahren beraubte drei minderjährige Kinder ihrer Mutter und zwang Friedrich Steinfels, den Haushalt einer ebenfalls verwitweten Verwandten anzuvertrauen. Aus der familiären Vereinsamung flüchtete der

Hausherr im «Untern Berg» mit aller Intensität in den Beruf. Geschäftliche Reisen führten ihn nach Deutschland, Frankreich, England, Ungarn und Serbien – Touren, an die noch nach Jahren «ein Anflug ausländischer Eleganz sowie sein wohllassortierter Weinkeller erinnerten» (Luise Sarauw).

Die Sarauw-Erinnerungsschrift bringt noch manchen menschlichen Zug in die Biographie des Firmen-Stammvaters: «Mit Pferden war Grosspapa von klein auf vertraut; doch erlitt er in seinen Knabenjahren einen Reitunfall, der ihm fast zum Verhängnis geworden wäre. Als er vom 'Grenzstein' aus, einem Rebgut in Höngg, das den Familien Steinfels und Wehrli gemeinsam gehörte, einmal einen Ausritt unternahm, wurde er abgeworfen und ein Stück weit am Steigbügel nachgeschleift. Dabei wurde die Kopfhaut so stark verletzt, dass er von da an ein Toupet tragen musste. So sahen wir Kinder jeden Morgen den Coiffeur Lisch vom Münsterhof erscheinen, um den 'Herrn Major' zu coiffieren und zu rasieren und ihm dabei mit den neuesten Ereignissen aufzuwarten.» Es fügt sich diese Charakterskizze an: «Erholung bot Grosspapa die Jagd, der er in Begleitung seines treuen Jägerknechts Kaspar eifrig im eigenen Revier nachging, solange es seine Gesundheit erlaubte. Ich kann mich erinnern, wie damals Rehe, Hasen und Hühner korbweise heimgebracht und auf den Sandsteinfliesen des Küchenbodens in Reih und Glied gelegt wurden. Diese Jagdbeute gab Grosspapa den erwünschten Anlass, Verwandte und Freunde zum Sonntagsessen mit selbstgeschossenem Wildbret einzuladen.» Weitere Geselligkeit pflegte Friedrich Steinfels «in einem Freundeskreis, der sich, wohl in Erinnerung an die Russenzeit, die 'Cosaken' nannte. Regelmässig traf man sich im Hotel 'Schweizerhof', und jeden Donnerstag stand die Kutsche vor dem Haus bereit, um Grosspapa dorthin zu bringen.» Das Sechseläuten bildete für den Widder-Zünfter und seine Angehörigen ebenfalls einen Kristallisationspunkt der Kollegialität und Zerstreuung.

All dies war für Friedrich Steinfels Balsam gegen den betrieblichen Verdross, der sich um die Jahrhundertmitte einstellte. «Das Jahr 1850», hielt der Firmengründer in einem Tätigkeitsbericht fest, «war das Erste in meinem Geschäftsleben, wo ich nicht selber leiten und beaufsichtigen konnte, wo ich mich von einem Associé und Angestellten abhängig machte; ich werde dieses Jahr, welches mich in vielen Beziehungen alt gemacht hat, nie vergessen und möchte meinem Nachfolger meine in diesem Jahr gemachten Erfahrungen vorlegen mit der Warnung: Traue Niemandem und verlass dich einzig auf deine eigene Tätigkeit . . .»

Das Lehrgeld Mülhausen

Was bewog unsern Seifensieder und Kerzenzieher zu dieser bitteren Maxime? Der Umstand, dass der Kauf und der verseifte Import französischer Fette (Unschlitt, Knochenfett, Olein) billiger war als die Produktion in der Schweiz, hatte Steinfels 1849 zum Kauf einer Seifenfabrik im elsässischen Mülhausen veranlasst. Bei einem Umsatz von 3500 Zentnern Fett rechnete er sich einen Vorteil von 35 000 Franken aus, der durch Frachtersparnis bei Lieferungen in die westliche Schweiz zu einem jährlichen Gesamtprofit von 40 000 Franken anwachsen sollte. «Ich hätte somit sehr gute Rechnung machen sollen, und der Anfang im Jahr 1849, wo ich das Mülhausergeschäft nur von meinen Arbeitern betreiben liess, war auch wirklich erfreulich», rechtfertigt Friedrich der Mutige den Schritt über die Grenze. «Durfte ich nicht hoffen, das es noch besser gehen müsse, wenn ich meinen langjährigen Mitarbeiter, Associé und Schwager Kindlimann auf dessen dringenden Wunsch nach Mülhausen gehen lasse, um das dortige Geschäft zu dirigieren? Ich glaubte unbedingt Ja und habe mich hierin furchtbar getäuscht!»



Lockendes Vorbild:
Produkte der Pariser
Seifen- und
Kosmetikmanufaktur
von 1860.

Besagter Kindlimann, verheiratet mit einer Schwester des Zürcher Seifenfabrikanten, ermunterte Steinfels zum Kauf eines elsässischen Gewerbebetriebes anstelle des gemieteten Lokals – allein, der Herr Schwager, «hauptsächlich nur an persönlichen Genuss, an einen schönen Landsitz denkend, unternahm im Winter noch ganz unsinnige Bauten, weniger für die Fabrikation als vielmehr für den Garten». Das Ende vom Lied: der Mülhauser Geschäftsführer aus der Verwandtschaft fabrizierte mit schlechten Produkten an der Kundschaft vorbei, erwies sich als buchhalterisch unfähig und musste als ein konfuses, krankes Häuflein Elend nach Zürich zurückgeholt werden, wo sich Friedrich Steinfels mittlerweile mit dem «mehrjährigen Mitarbeiter Tobler als Associé» zusammengetan hatte. In der Hoffnung, dem Stammhaus mit den leitenden Herren Tobler und Mösch – einem früheren Konkurrenten – eine solide personelle Basis gegeben zu haben, begab sich Steinfels zur Sanierung der Filiale selber nach Mülhausen – um indes nach der Rückkehr zu erleben, dass auch am «Untern Berg» alles drunter und drüber ging, weil der «eitle Mösch» und die Arbeiter sich nicht vertrugen. Kaum war am Hirschengraben der Friede wieder hergestellt, häuften sich erneut die bösen Nachrichten aus dem Elsass: Der geschäftsuntüchtige Kindlimann, nach einer Erholungspause wieder als Prinzipal ins Mülhauser Unternehmen zurückgekehrt, liess sich angeblich vom «trägen Commis» Engelhard auf der Nase herumtanzen.

Doch nicht genug damit: Will man dem von Friedrich Steinfels verfassten – zweifellos etwas gefühlsgeladenen – Jahresrückblick Glauben schenken, so leisteten sich die Herren Tobler und Mösch auch allerlei Intrigen. Auf den betagten Vater des Firmenchefs einwirkend, versuchten sie aus der Notlage finanziellen Gewinn zu ziehen und gleichzeitig offenbar den Absprung aus dem kriselnden Betrieb vorzubereiten. «Meine Konkurrenten frohlockten und hielten Versammlungen und besprachen die Mittel zu meinem Untergang», erinnert sich Friedrich Steinfels und fügt düster hinzu: «Meine Angestellten wurden theilweise mit ins Complot gezogen.»

Steinfels griff energisch durch. Mitgesellschafter Tobler musste gehen, kaum hatte der Herr im «Untern Berg» die Buchhaltung wieder im reinen und neue Mitarbeiter in Aussicht. Mösch – «der hochmüthige Deutschmichel, der mir, solange ich krank war, so empörende Bedingungen stellte» – hatte allen Anbietungen zum Trotz ebenfalls «den Fleck zu räumen». In Mülhausen glätteten sich mit Hilfe eines neuen Angestellten die Wogen. Dennoch stellte sich der erwartete Reingewinn nicht ein, war am 31. De-

zember 1850 ein Rückschlag von 6233 französischen Franken festzustellen. «Warum fortwährend in Mülhausen nur Rückschläge?», fragt sich unser Fabrikant und Chronist. «Dieser Rückschlag ist mir bis zur Stunde von meinem Schwager noch nicht im mindesten verantwortet worden und hat bey mir viel Nachdenken und sogar Verdacht erregt, an den ich früher niemals dachte.»

Der Verdacht der Übervorteilung, ja eigentlich des Betrugs verdichtete sich für Friedrich Steinfels zur Gewissheit, als er zwei weitere, missliche Jahresrechnungen des elsässischen Betriebs der persönlichen Nachkontrolle unterzog und dabei erhebliche Unregelmässigkeiten an den Tag brachte: Wenn auch in Mülhausen kaum profitabel gewirtschaftet wurde, so liess sich doch bei genauer Prüfung der jährliche Verlust von rund 10 000 Franzosenfranken in einen minimalen Gewinn verwandeln. Begreiflich, dass dem Zürcher Geschäftsmann die Lust verging, sich mit seinem guten Namen für Kindlimanns Lotterwirtschaft zu verbürgen. Am 26. August 1852 gab er dem Unabhängigkeitsstreben des dubiosen Schwagers nach und unterschrieb einen Ausscheidungsvertrag, gemäss dem das französische Etablissement vom «Untern Berg» abgetrennt wurde. Kindlimann wurde sein eigener Herr und Meister, musste freilich eine Schuld von fast 70 000 Francs anerkennen und zur Hauptsache als verzinsliches Darlehen aus dem Hause Steinfels betrachten. Darüber hinaus hatte er sich zu verpflichten, «seine Immobilien weder zu verkaufen noch zu verpfänden» und «sich in keine Association einzulassen», bis die Schuld getilgt wäre. In seiner Nachbetrachtung zum Jahr 1852 kommentiert Friedrich Steinfels die geschäftliche Amputation mit spürbarer Erleichterung und mit dem Nachsatz: «Möge Gott mir seinen Beystand leisten bey meinen fernern Unternehmungen und mich gnädig bewahren, in Zukunft je wieder in eine Association einzutreten!»

Allein, ganz liess ihn das «Kindlimann-Trauma» noch nicht los. 1853 versuchte der Herr Schwager, die Mobiliensätze im Ausscheidungsabkommen anzufechten – nach Meinung von Steinfels aus purer Boshaftigkeit und buchhalterischem Unwissen: «Er urtheilt nur in den Tag hinein ohne Untersuchung, nur um mir Verdruss zu machen und des mir schuldigen Dankes überhaben zu seyn. Das Eine wie das Andere macht ihm wenig Ehre.» In den «Betrachtungen über die Jahresrechnung von 1853» gibt sich der Seifen- und Kerzenfabrikant vom Hirschengraben allerdings nicht völlig unzufrieden: Tiefpreise und hohe Skontierung von Barzahlungen versetzten ihn in die Lage, der gefrässigen Konkurrenz nach zwei, drei Krisenjahren zu enteilen und gleichwohl gewinnbringend zu arbeiten. Mehrfacher Gewinn wäre frei-

lich denkbar gewesen, «wenn ich noch der Gleiche wäre, der ich noch vor sieben bis acht Jahren war». Resignierend fügt unser Betrachter bei, er habe «die Rücksicht für glänzende Geschäfte» seiner Gemütsruhe und Gesundheit unterordnen müssen. Hätte man nicht in grossem Stil kaufen sollen, bevor das Palmöl aus Holland sich rasant verteuerte? Wäre die massive Preissteigerung beim französischen und belgischen Unschlitt nicht Grund genug gewesen, sich frühzeitig im Inland umzusehen? Wie erfreulich hätte sich die Sache gestaltet, wäre der schon 1852 herangereifte Plan, mit jungen, initiativen Mitarbeitern in verschiedenen Landesteilen kleine Talgschmelzereien einzurichten, nicht von dem vermaledeiten Kindlimann hintertrieben worden? – Fragen über Fragen, denen Friedrich Steinfels einmal mehr die hypochondrische Sentenz hinterherschickt, «mich keinem Mensch mehr unbedingt anzuvertrauen».

In den Nachbetrachtungen und Notizen der späten fünfziger Jahre überwiegt weiterhin der kritisch-selbstkritische Tonfall. 1856 etwa, als Steinfels längere Zeit krank und abwesend war, sollen die Siedemeister bedeutende Schäden an der Seifenfabrik angerichtet haben – «theils aus Unkenntnis, theils als Nachlässigkeit; es wurde viel Lauge und Holz verschleudert». Von missratenen Oliven- und Oleinseifen wird berichtet, von schelmischen Zwischenhändlern und andern Halsabschneidern, vom riskanten Geschäft, beim richtigen Lieferanten am richtigen Ort zur richtigen Zeit sich mit Fetten und Ölen einzudecken. Zur Illustration sind Palmöl-Zentnerpreise angeführt, die innerhalb dreier Monate zwischen Fr. 46.73 und Fr. 69.81 schwankten.

Apropos Zahlen: Die Kalkulationen von 1855 sind erhalten geblieben und verdienen es, als kleine historische Standortbestimmung erwähnt zu werden. Es wurden in jenem Jahr rund 1041 Zentner Fett zu Kerzen und zirka 4547 Zentner Fett zu Seife verarbeitet. Steinfels löste im Verkauf gut 470 000 Franken. Davon gingen etwa 8250 Franken für Arbeitslöhne und 3100 Franken für Brennmaterial ab. Allgemeine Unkosten schlugen gerundet mit 39 000 Franken zu Buch, während zur Verseifung Laugen (Salz, Soda, Kalk) für beinahe 31 000 Franken und zum Bleichen von Palmöl «Bichrôme und Säure» für über 5100 Franken nötig waren. Leider fehlen Hinweise auf Rohstoffpreise, Investitionen, Abschreibungen und Steuern, so dass sich nur ein unvollständiges Bilanzbild ergibt. Plastisch genug geht aus den genannten und den daraus ableitbaren Zahlen und Grössenordnungen immerhin hervor, wie klein der Lohn- und Energieanteil und wie gross der Materialwert am damaligen Produkt im Vergleich zu heute war.

Ein Nachfolger wächst heran

Als sich für den kränkelnden Friedrich Steinfels im Lauf der fünfziger Jahre die Nachfolgefrage immer gebieterischer aufdrängte, schimmerten hie und da Liquidationsabsichten durch. Der Firmengründer hing indes mit Leib und Seele an seinem Betrieb und erwog diese Möglichkeit wohl nie sehr ernsthaft, zumal in Sohn Fritz ein Jüngling heranwuchs, der ins Geschäft einzutreten sich anschickte. *Jakob Friedrich Steinfels* – dies sein voller Name – musste nach Schul- und Lehrjahren allerdings erst einmal die Feinheiten der Branche im Seifenzentrum Marseille kennenlernen: 1857 sah sich der Zwanzigjährige in der renommierten *Maison Rodocamachi* um. Im gleichen Jahr dozierte der geschäftserfahrene Vater in «Notizen für meinen lieben Fritz» illustrativ und anschaulich über den Nutzen von Kreditaufnahmen und Wertschriftenanlagen: «Wenn alle Geschäfte gegen Baargeld gemacht werden müssten, so wären von 100 Geschäften, die jetzt wirklich geschlossen werden, 99 unmöglich.» Auch vom Wohl und Wehe der Warenspekulation ist im gleichen Schriftstück die Rede: Will Friedrich der Jüngere «ein guter Spekulant werden», so muss er dem Geldmarkt seine Aufmerksamkeit schenken, muss «in der Buchhaltung ganz sicher werden» und richtig kalkulieren lernen.

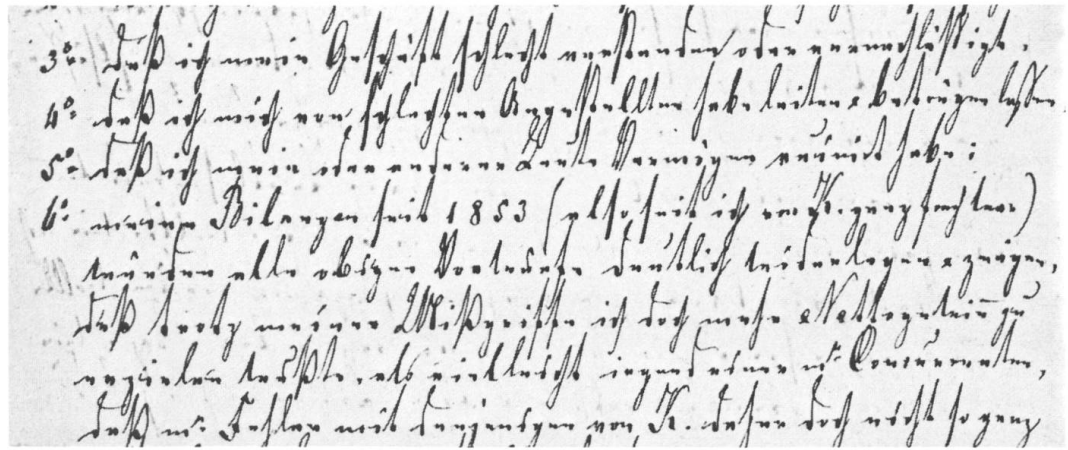
Bei Kalkulation und Spekulation bekundete in jenem Jahr 1857 freilich auch der ältere Steinfels einige Mühe. Dass ihn ein Winterthurer Lieferant mit misslicher Soda betrog, dass die befreundeten *Robert Frères* in Marseille mit «ganz schlechtem Palmöl» aufwarteten, dass in der alten Seifenfabrik «viel Lauge unnütz vergeudet» wurde und in der neuen Fabrik «Unordnung und Pfuscharbeit» zu konstatieren waren, dass schliesslich der Jahresgewinn erheblich unter den Erwartungen blieb: alles dies führt Friedrich Steinfels auf bedeutende Bautätigkeit im «Untern Berg» und auf einen längeren Kuraufenthalt zurück – beides Angelegenheiten, die der strengen Aufsicht nicht eben förderlich waren. «Seit May, wo ich nach Brestenberg ging, verlor ich den Faden», bekennt unser Gewährsmann, der den Bilanzbericht mit einer weiteren Variation seiner Grundeinsicht abschliesst: «Willst du, dass dir's geling, schau selber zu dem Ding!» Trotz aller Widrigkeiten hätte sich die Ertragslage am Jahresende wohl stolzer präsentiert, wäre er einer Bitte örtlicher Konkurrenten um gemeinsame Preiserhöhungen nachgekommen. Doch der Hirschengraben-Fabrikant, der sich als einziger auf dem Fettmarkt vorteilhaft eingedeckt hatte, zog nur bei erstklassiger Kernseife mit, während

er aus Rücksicht auf die Anbieter im weiteren Umkreis bei allen übrigen Seifenarten dem «Zürcher Kartell» seine Unterstützung verweigerte.

Auch 1858 herrschte im «Untern Berg» nicht eitel Freude. «Es ist jetzt kein Geheimnis mehr, dass mir Fett gestohlen wurde», schimpft Steinfels bei der Beurteilung der Fabrikationsergebnisse. Er sei mit Arbeitern schlecht versehen gewesen und habe mit neuen Schmelz- und Bleichmethoden viel Arbeit, Ärger und Schaden gehabt – mit Methoden allerdings, die sich nachgerade zu lohnen scheinen. Dem vorsichtigen Optimismus fügt der Chronist offene Zufriedenheit an: «In meinen Combinationen und Spekulationen war ich im Jahre 1858 ziemlich glücklich, und ich schreibe dieses Glück viel dem Umstande zu, dass ich den ernstesten Willen hatte, Geld zu verdienen, dass ich mich zusammennahm und scharf rechnete und überlegte.» Die Genugtuung schlägt gar um in Übermut: «Die meisten Kunden», liest man da, «sind mir so zugethan, dass ich es wohl wagen darf, während einiger Zeit etwas übertriebene Preise zu fordern.» Das bevorstehende Jahr erfüllt Steinfels freilich mit einiger Sorge, die dem hübschen Jahresgewinn von nahezu 50 000 Franken ein Quentchen Vorläufigkeit beimischt. Sohn Fritz, immer noch in Marseille und zugleich auf Brautschau, erwartet ein weit geöffnetes väterliches Portemonnaie. Vor allem aber hat man sich am Hirschengraben vorgenommen, «die Konkurrenz der Gebrüder Ringier in Lenzburg zu bekämpfen. Jetzt noch sind diese Leute nur bequemes Wohlleben gewöhnt und haben keine Idee vom Gewerbe.» Wie sollten sie auch – der gute alte Kindlimann ist ja nun dort mit von der Partie!

Der Ausblick schliesst, für Friedrich Steinfels typisch, mit einer Gebärde der Resignation: «Von der Thätigkeit und Anstrengung meines Sohnes mache ich von nun an mein Geschäft abhängig; hat Fritz Lust und Liebe zum Geschäft, so will ich ihn gerne mit meiner Erfahrung unterstützen, dagegen mag ich nicht ein Lebenlang den Karren allein durch den Bach schleppen.» Das war nicht in den Wind gesprochen. Ende 1859 konnte der Firmengründer vermerken: «Mit Neujahr nehme ich also meinen lieben Sohn als Associé auf; ich werde ihm – so lange es nötig – mit Rath und That zur Seite stehen, erkläre ihm aber im Voraus, dass ich nicht mehr dafür gemacht bin, andauernde Anstrengung, Kummer und Sorgen hinten und vorn zu ertragen. (. . .) Ich sehe die Zweckmässigkeit ein, eine neue Fabrik am Wasser zu bauen, bevor ich aber zur Ausführung schreite und mein Vermögen so exponiere, will ich mich überzeugen, dass mein Sohn die Energie, Ausdauer und Befähigung besitze, von sich aus das Geschäft vorwärts zu bringen.»

Die markante
Handschrift
«Friedrichs des
Ersten».



Dass Fritz am Hirschengraben schon seit einiger Zeit zum Rechten sah und dabei schwungvoll ans Werk ging, macht ein Brief deutlich, den er am 19. März 1859 dem «lieben Papa» an den Kurort am Hallwilersee schickte. Darin reportiert der Jüngere beruhigend: «Im Geschäft geht Alles ziemlich seinen guten Gang fort. Bis und mit heute sind cirka 800 Zentner Seife verkauft worden, ich glaube die Käufer derselben dürfen zufrieden sein damit: denn unsere ganzen Vorräthe an Seife bestehen durchschnittlich aus ganz gelungenen Sütten. (...) Die Kerzenfabrik kommt nach und nach ebenfalls ins Geleise; wir bekommen jetzt Unschlitt, das Einem Freude macht.»

Durch seine Teilhaberschaft wurde «Friedrich der Zweite» unterschribtenberechtigt und hälftig an Gewinnen und Verlusten beteiligt. Die Fabrikgebäude blieben Eigentum des Vaters, dessen Wertschriften einstweilen dem Geschäft dienten. Ein 10-Punkte-Papier, das der neuen Betriebsführung unter der Ägide zweier Generationen detailliert Rechnung trug, wurde vom älteren Steinfels formuliert und vom jüngeren durch Unterschrift akzeptiert. Am 1. Februar 1860 unterzeichneten beide ein weiteres familiäres Dokument; darin wies der Witwer vom «Untern Berg» dem heiratswilligen Nachkommen den ihm «nach Gesetz und Übung» zustehenden Anteil am Muttergut zu und ergänzte Erbschaft, Aussteuerbatzen und Anfangskapital im Betrag von 37 296 Franken aus eigenem Sack auf 50 000 Franken.

Damit waren gute finanzielle Voraussetzungen fürs private und geschäftliche Glück geschaffen. Fritz nutzte die Gunst der Stunde zunächst im persönlichen Bereich: Am 12. Juni 1860 heiratete der Dreiundzwanzigjährige die um ein Jahr jüngere Pfarrerstochter Barbara Louise Cramer. Der Trauung in Oberglatt folgte in Bülach der reichhaltige Hochzeitsschmaus, «bestehend aus Fisch, Pastete, fünferlei Fleisch, Pudding und Dessert» (Luise Sarauw) – all dies zum Preis von fünf Franken pro Person. Doch der Festseligkeit folgten die Pflichten des Alltags auf dem Fuss: «Die Hochzeitsreise musste auf Befehl des gestrengen Herrn Papa mit einer Geschäftsreise verbunden werden. Sie führte das junge Paar den Rhein hinunter, wo verschiedene Fabriken besucht wurden.»